

«Ich mache Pancakes, und draussen schlagen die Bomben ein»

Vor wenigen Wochen ist die Ukrainerin Natalia Bentz aus der Schweiz in ihre Heimat gereist, um sich um ihren kranken Vater zu kümmern. Sie berichtet aus Charkiw, wie sie den Krieg erlebt.



Ein Freiwilliger bewacht einen Checkpoint bei Kiew.

EMILIO MORENATI / AP



In der Stadt Irpin bei Kiew hilft ein Mann einer älteren Frau, vor russischen Bombardements in Deckung zu gehen. CARLOS BARRIA / REUTERS

AUFGEZEICHNET VON KATRIN BÜCHENBACHER

Der Flugalarm geht um fünf Uhr morgens los. Entweder erhalten wir die Warnung auf dem Telegram-Kanal der Regierung, oder wir hören es selbst, wenn es losgeht. Mein zwanzigjähriger Sohn und ich gehen dann ins Garderobenzimmer und decken uns mit Kleidern und Decken zu. Vor der Türe ist eine Matratze, die Fester sind zugeklebt und mit Tüchern verhängt. Dort harren wir aus, bis es vorbeigeht, manchmal dauert es zehn, manchmal dreissig Minuten.

Papa bleibt auf seinem Sessel, ihn können wir nicht mitnehmen, ich hoffe dann einfach, dass er überlebt. Er ist schon neunzig. Seit er Covid-19 hatte, ist er auf einen elektrischen Sauerstoffapparat angewiesen, ein Riesending. Zu Fuss schafft er es kaum noch in die Küche oder aus der Dusche heraus, das macht seine Lunge nicht mehr mit.

Die Tage vergehen so schnell, zwei Wochen fühlen sich an wie ein Tag. Wenn der Flugalarm losgeht oder es laut wird, lassen wir alles stehen und liegen und gehen in den Kleiderschrank. Manchmal sage ich auch «Fuck off» und bleibe. Ich stehe in der Küche und mache Pancakes für meine zwei Jungs, während draussen die Bomben einschlagen. Wir haben genug zu essen, ich habe Thunfischkonserven und Käsefondue aus der Schweiz mitgebracht.

Wir rationieren unsere Lebensmittel und gehen sparsam mit dem Essen und dem Wasser um. In den letzten zwei Wochen haben wir nur zweimal das Haus verlassen. Mein Sohn kommt

immer mit, er will mich nicht allein lassen, und zu zweit können wir mehr tragen. Als das Wasser letztes Mal aufgebraucht war, sind wir zwei Kilometer zu Fuss zu einer Quelle gelaufen. Jeder von uns hatte zehn Liter Wasser aufgefüllt. Da explodierte etwas laut hinter meinen Ohren, ich dachte, jetzt kommt der Tod, und wir rannten nach Hause. Im grossen Wald weit der Grenze zu Russland waren wohl Kämpfe im Gange.

Heute morgen waren wir wieder im Supermarkt, aber bekommen haben wir nichts. Die Supermärkte sind noch zwei Stunden pro Tag geöffnet, sie nehmen nur Bargeld. Sicher 500 Menschen standen in der Schlange heute. Dann schlug eine Bombe ein in der Nähe, wieder rannten wir.

Niemand glaubte an Krieg

Am 20. Februar habe ich die Schweiz verlassen. Ich habe den letzten Swiss-Flug genommen nach Kiew, von dort weiter in meine Heimatstadt. Mein Mann wollte mich erst nicht gehen lassen, er sagte: «Bleib hier, Natalia.» Aber Papa lag im Spital nach einer schweren Covid-19-Erkrankung, die Ärzte sagten, vielleicht schaffe er es nicht. Niemand in der Ukraine glaubte damals an Krieg, alle hatten Angst vor Corona, aber nicht vor Putin. Meine Verwandten sagten: «Wir leben schon acht Jahre so, Putin will uns bloss Angst einjagen.» Vielleicht passiert etwas im Donbass, aber nicht bei uns. Sie wollten es nicht glauben. Vier Tage später war Krieg.

Mein Mann und ich haben uns vor acht Jahren im Internet kennengelernt.

Ich bin ein Stadtkind, er ist auf dem Land in Deutschland gross geworden, aber meine Familie kommt ursprünglich auch vom Land. Unsere Eltern haben vieles gemeinsam: dasselbe Essen, dieselben Traditionen, ausser, dass er nie unter Stalin-Repression und Armut leben musste. Manchmal sage ich meinem Mann: «Das war halt die Sowjetunion, Guns'n'Roses haben nicht bei uns gesungen.»

Zum ersten Mal haben wir uns auf der Krim getroffen, das ist heute auch nicht mehr möglich. Vor zwei Jahren haben wir dann geheiratet, und ich bin in die Schweiz gezogen, nach Bad Zurzach. Mein Mann arbeitet dort als Produktionsleiter in einem Pharmaunternehmen. Als der Krieg losging, wollte er mit dem Auto kommen, um mich zu holen, aber ich sagte: «Roman, das ist doch crazy.» Er müsste erst die ganze Ukraine durchqueren, um nach Charkiw zu gelangen, bis dahin hat man ihm doch längst das Auto und das Benzin gestohlen.

Wird mein Sohn eingezogen?

Mit den Evakuierungszügen können wir auch nicht fliehen. Sie nehmen nur Frauen und alte Menschen mit. Mein zwanzigjähriger Sohn muss hierbleiben. Er hat Informatik studiert, aber eigentlich will er Psychotherapeut werden, mal sehen. Er steht kurz vor dem Abschluss, ist noch Student. Er muss keinen Militärdienst leisten, aber wenn Selenski es beschliesst, kann sich das von einem auf den anderen Tag ändern, und er muss in den Krieg ziehen. Er kann nicht töten.

Ich will nicht, dass er töten muss, auch keinen russischen Soldaten, die tun doch auch einfach nur ihren Job, weil Putin sie sonst tötet. Putin hört nicht auf, er ist gaga im Kopf. Aber unser Land wird nicht kapitulieren, wir sind patriotisch, fanatisch, bis zum letzten Blutstropfen kämpfen wir, das ist uns scheisseegal.

Träume von der Schweiz

Wir bleiben also vorerst in der Wohnung, mein Sohn, Papa und ich. Ich bin hier aufgewachsen, zwei Zimmer, 45 Quadratmeter mit Balkon. Jeden Morgen lüfte ich die Decken auf dem Balkon und schaue, ob die Häuser noch stehen. Eines hat keine Fenster mehr, ehrlich gesagt sieht es fürchterlich aus. Dann rufe ich alle Verwandten an, die noch leben. Manche sind in Lagern, andere auf Evakuierungszügen, manche zu Hause, manche im Keller. Manche sind in der Metro, mit tausend anderen Menschen, schlafen auf kaltem Boden, mit nur einer Toilette für alle.

Papa hat die Wohnung vor vierzig Jahren vom Staat bekommen, vom Institut für Tieftemperaturphysik ganz in der Nähe. Er war als Ingenieur dreimal auf sowjetischer Expedition in der Antarktis, ein unglaublicher Mann, hat alles überlebt. Auch jetzt will er hinausgehen, etwas zu essen suchen, sich die Stadt ansehen, die in Trümmern liegt. Doch wir wohnen im sechsten Stock, den Lift haben sie abgestellt, mein Sohn müsste ihn hinuntertragen. Papa sagt, er habe Lust, in die Schweiz mitzukommen, wenn er dort fischen könne. Doch das sind alles nur Träumereien.

«Jeden Morgen lüfte ich die Decken auf dem Balkon und schaue, ob die Häuser noch stehen.»